

Alexa Wild

Niemand wüsste von mir

Pepi Heußerer war das ledige Kind
»von Knecht und Dirn« – geächtet,
geschunden, mit einem Sautrog als Bett.
Doch er fand sein Glück.

Alexa Wild

Niemand wüsste von mir

Pepi Heußerer war das ledige Kind
»von Knecht und Dirn« – geächtet, geschunden,
mit einem Sautrog als Bett. Doch er fand sein Glück.



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2022

1. Auflage Oktober 2022

literatur nr. 139

Lektorat, Layout und Satz, Covergestaltung: textzentrum graz

Druck und Bindung: Totem

ISBN 978-3-903322-83-7

Einführung

Pepi Heußerer ist aufgewühlt. »Da unten war die Keusche neben der Mühle, wo meine Mutter mit uns lebte.« Für den Ausflug hat er sich herausgeputzt. Im Dreiteiler, gestützt auf einen Stock, kehrt der 94-jährige Südweststeirer mit mir an die wichtigsten Stätten seiner Kindheit zurück. Und deren gab es viele. Pepi ist nämlich ein Staudenwaugerl, wie es der Volksmund launig beschreibt. Das Leben dieses Staudenwaugerls war weniger launig. Pepi erlebte sich als »Kind der Schande«, wie ledige Kinder in der Zwischenkriegszeit, als er geboren wurde, auch genannt wurden. Zusätzlich verschlimmert wurden seine Lebensbedingungen durch den sozialen Stand seiner Eltern: »Ich bin das Kind von Knecht und Dirn.«

Diese Bevölkerungsgruppe stand am unteren Ende des sozialen Systems der damaligen Zeit. Dessen Rangordnung war ähnlich starr wie jene des Kastenwesens in Indien. Knecht und Dirn durften nicht heiraten, ihnen fehlten für eine Familienbildung Geld und Bleibe. Meist stammten sie selbst aus unehelichen Beziehungen von Dienstboten. Oder sie waren arme Keuschlerkinder, die nichts erben und den elterlichen Hof schon als Acht- oder Zehnjährige verlassen und zu Bauern als Hilfskräfte gehen mussten, weil es daheim schlicht zu wenig zu essen gab. Uneheliche Kinder galten zudem als besonders

anfällig für Trunksucht und Kleinkriminalität, weil sich oft niemand um ihre Erziehung kümmerte.¹

In der Zwischenkriegszeit konnten jedoch sogar Kinder reicher Bauern in diese Lage kommen. Selbst viele große Bauern gingen in Konkurs, weil sie die nach dem Ersten Weltkrieg deutlich erhöhten Steuern nicht bezahlen konnten. Die neue Regierung in Wien brauchte nach 1919 dringend Geld für den Abbau der Kriegsschulden. Dazu kam die galoppierende Inflation. Reichten vor dem Ersten Weltkrieg 10.000 Kronen für ein dreistöckiges Haus, erhielt man 1923 für den gleichen Betrag nur mehr einen Laib Brot.²

Verschlimmert wurde die wirtschaftliche Lage der Bauern der Region rund um Eibiswald in der Südweststeiermark dadurch, dass sie durch den Zerfall der Monarchie und die neuen Grenzen traditionelle Absatzmärkte im Süden, im heutigen Slowenien, verloren. Neue Märkte in Österreich konnten dagegen nur schwer erschlossen werden. Im ganzen Bezirk Deutschlandsberg gab es vor dem Zweiten Weltkrieg keine einzige Landes- oder Bundesstraße, sondern nur Bezirksstraßen, die vom ohnehin finanzschwachen Bezirk zu erhalten waren.³ Diese Stra-

1 Ernst Mischler, »Tatsachen der Verwahrlosung. Ergebnisse Einer Erhebung Über die Verwahrlosten und Sittlich Gefährdeten Kinder in Steiermark.« Wien, 1907, Seite 7. Verordnung des Landeshauptmannes in Steiermark vom 20. August 1922 betreffend Maßnahmen zum Schutze der heranwachsenden Jugend vor Verwahrlosung. LGBl. 1922/219.

2 Konrad Maritschnik, »Erlebtes Grenzland«, Weishaupt Verlag, Gnas, 1998, Seite 106.

3 Markus Roschitz, »Die NSDAP in der Region Schwanberg 1930-1938. Eine Mikrostudie« (= »Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark«, hg. von der Historischen Landeskommision für Steiermark, Band 85), Studienverlag, Innsbruck-Wien, 2020, Seite 44.

ßen verwandelten sich bei Regen in holprige Schlammrinnen, von den ausgeschwemmten Hohlwegen zu den Einzelgehöften im Gebirge hinter Eibiswald gar nicht zu reden. Ein Lichtblick war die Eisenbahnverbindung zwischen Wies und Graz. Für viele Bauern war jedoch bereits der Anfahrtsweg bis zum Wieser Bahnhof zu lang und zu teuer, wie auch Pepi Heußerer berichtet.

Ab 1930 verschlimmerten Billigimporte vor allem von Rind- und Schweinefleisch aus Ungarn und Polen die Not zusätzlich.⁴ Viele Bauern in der Region fielen laut Zeitungsberichten auf die unterste Stufe der Naturalwirtschaft zurück.⁵ Sie waren zum Großteil Selbstversorger. Größere Bauern besaßen eigene Mühlen und Schmieden, beherrschten die nötigen Handwerke vom Korbmachen bis zum Ziegelbrennen. Kleinere mussten sich Mühlen oder Schmieden teilen. Das Bargeld war so knapp, dass sie sich vielfach nicht einmal Salz oder Zucker kaufen konnten, wie sich alte Kaufleute der Region erinnern. Jede schlechte Ernte war für kleinere Bauern und Keuschler lebensbedrohend, da die Essensvorräte schon im Winter oder spätestens im Frühjahr – Monate vor der nächsten Ernte – zu Ende gingen. Vor allem für Kleinbauern und Keuschler stieg die Not oft mit der Höhenlage ihres Hofes.

Die meist zahlreichen Kinder waren neben den Alten üblicherweise die ersten Leidtragenden. Sie waren unnötige Esser, sogenannte »Frissumsist«, deren Arbeitsleis-

4 Isabella Wippel, »Bauernleben. Von der Welt der Bauern rund um Eibiswald«, Lerchhaus-Verlag, Eibiswald, 1995, Seite 109.

5 Fritz Schneider, »Was bedeutet uns Soboth?«, Tagblatt, 1. Jänner 1931, Seite 4.

tung als gering eingeschätzt wurde. Sehr schnell ins Elend stürzten auch jene, die durch einen Unfall oder eine Krankheit arbeitsunfähig wurden.

Unterstützung durch den Staat konnten sie kaum erwarten. Die vorgeschriebene Armenhilfe fiel angesichts der generellen Not naturgemäß sehr mager aus. Sie basierte auf dem »Heimatprinzip« (»Heimatrecht«), das auf die Polizeiordnung des späteren Kaisers des Heiligen Römischen Reiches Ferdinand I. aus dem Jahr 1552 zurückgeht.⁶ Es besagte, dass Menschen, die nicht für sich selber aufkommen konnten oder keine Familie hatten, die das übernehmen konnte, von der Heimatgemeinde mit Essen und einer Schlafstatt zu versorgen waren. Diese Aufgabe wurde an die Bauern des Ortes übertragen. Wie lange ein Bauer einen Armen zu versorgen hatte, hing von seiner Hofgröße ab und wurde von der Gemeindeleitung festgelegt. Das »Heimatrecht« konnte durch Geburt, Eheschließung oder eine Mindestanzahl von Jahren, die die Betroffenen dort ununterbrochen gearbeitet haben mussten, erworben werden.

Arme oder überschuldete Gemeinden wie auch jene, wo Pepi Heußerer aufwuchs, versuchten alles, die Zahl der zu Versorgenden möglichst gering zu halten. Heußerers Mutter, eine mittellose Dirn, war besonders verschrien in ihrer Heimatgemeinde, hatte sie doch gleich vier uneheliche Kinder mit drei verschiedenen Männern. Die Mutter mit ihren Kindern galt als Schande, die Gemeindeverantwortlichen übten auf sie entsprechenden

6 Josef Riegler, »Geschichte der Marktgemeinde Gleinstätten«, hg. von der Marktgemeinde Gleinstätten, Verlag Riegler, Hausmannstätten/Graz, 2004, Seite 331.

Druck aus, sich und ihren Kindern selbst zu helfen. Dies bekam Pepi bereits als Kleinkind mit. »Ich hatte immer Angst«, erzählt er immer wieder. Angst, auf der Straße zu landen und verhungern zu müssen. Auf die Verwandten brauchte die Mutter mit ihren Kindern nicht zu hoffen. Ihre Geschwister hatten entweder ebenso wenig zum Leben wie sie oder hatten zwar einen Hof, verachteten sie aber wegen des in ihren Augen liederlichen Lebenswandels oder beides. Das »Heimatrecht« bestand in Österreich bis 1939 und wurde 1945 durch den Staatsbürgerschaftsnachweis ersetzt.

Hilfe kam immer wieder aus der Stadt. Zeitungsberichte über die verheerenden Zustände in der Region animierten vor allem Grazer Unternehmer und Hilfsorganisationen zu Spendenaktionen.⁷ Der Verein Südmark etwa setzte sich sehr stark für den Schulbau in abgelegenen Gemeinden ein, vielfach auf Vorschlag lokaler Schuldirektoren wie jenem in Eibiswald. Eine dieser Schulen entstand 1936 im damaligen Kleinradl, wo Pepi Heußerer aufwuchs, und ersparte ihm wie vielen anderen Kindern stundenlange Schulwege. Nach dem »Anschluss« Österreichs ans Deutsche Reich 1938 durch die Nationalsozialisten gab es neben umfassenden Unterstützungen für die gerade in der Grenzregion extrem verschuldeten Bauern auch Erholungsaktionen für notleidende Kinder wie Pepi Heußerer. Die Hilfe fußte weniger auf christlicher Nächstenliebe als auf einem kühlen Kalkül. Adolf Hitler wusste aus dem Ersten Weltkrieg, wie wichtig eine ausreichende Lebensmittelversorgung für die Kriegsführung ist. Und dafür brauchte er eine effiziente Landwirtschaft mit starken Arbeitskräften.

7 Maritschnik, »Erlebtes Grenzland«, Seite 70.

Pepi kam schon vor dem Schuleintritt zu verschiedenen Bauern, wo er sein Essen mit kleineren Tätigkeiten wie Äpfelklauben »abdienen« musste. Er begann ein Jahr später als üblich, als Siebenjähriger, mit der Schule, weil er zu klein und dünn war. Selbst mit zehn Jahren wog er nur 21 Kilogramm. Später, im Zweiten Weltkrieg, rettete ihn sein körperlicher Zustand – er wog mit sechzehn Jahren nur 31 Kilogramm – vor dem Einberufungsbefehl. Bei der Musterrung wurde er um ein Jahr zurückgestellt, wenige Monate später war der Krieg zu Ende und Pepi brauchte sich nicht mehr vor dem Wehrdienst zu fürchten.

Trotz der für uns heute unvorstellbar harten Lebensumstände in seiner Kindheit und Jugend hatte Pepi Heußerer jedoch auch Glück. Seine Mutter ließ ihn als Baby am Leben, was nicht selbstverständlich war. Er überlebte auch seine Kindheit, was ebenfalls nicht selbstverständlich war. Die Sterberate unter unehelichen Kindern war deutlich höher als unter ehelichen.⁸ In landwirtschaftlich dominierten Regionen wie rund um Eibiswald hatten diese Kinder aber gegenüber unehelichen Stadtkindern den Vorteil, als Arbeitskraft benötigt zu werden, was das Interesse an ihrem Überleben förderte. Umso mehr, als den kleineren Bauern für eine Mechanisierung das Geld fehlte und diese ledigen Kinder nicht bezahlt werden mussten. Ähnlich wie »überzählige« legale Kinder, die, so der damals immer wieder vorgebrachte Verdacht, durch »Beruhigungsmittel« wie Schnaps oder bewusst herbeigeführte Verletzungen zu körperlich und geistig Behinderten gemacht wurden, um als brave, unbezahlte Arbeitskräfte am Hof erhalten zu bleiben.

⁸ Manfred Straka, Walter Neunteufl, »Die steirische Bevölkerung« in: Steiermärkische Landesregierung (Hg.), »Die Steiermark. Land. Leute. Leistung«, Graz, 1971, Seite 262.

Als Zwanzigjähriger wurde Pepi von einem Bauern abgeworben, der ihn nicht nur als Knecht, sondern offenbar auch als Menschen schätzte und ihn richtiges Wirtschaften lehrte. Das große private Glück fand er in den 1960er-Jahren an seiner dreizehnten Wohnstatt, nämlich seine Frau, mit der er seit 1963 verheiratet war und drei erfolgreiche Kinder hatte. Obwohl er mit seiner Frau den elterlichen Bauernhof nur im Nebenerwerb führte, wurde er mehrfach als einer der besten Milchkuhzüchter der Steiermark ausgezeichnet. Eine große Ehre, die ihn bis an sein Lebensende freute. Zusätzlich verdiente er Geld als Kumpel in verschiedenen Kohlengruben der Region, er war sich aber auch für Tätigkeiten wie Karpfenabstechen oder als Schankbursche, Bau- und Sägewerksarbeiter nie zu schade, wenn »die Geldtasche leer wurde«. Anders als seine Halbbrüder mütterlicherseits verfiel er nie der Trunksucht. Vielleicht lag es auch an seiner Lebensfreude. Pepi war ein begnadeter Witzeerzähler und ein begeisterter Tänzer. Leider verstarb Pepi Heußerer kurz vor dem Erscheinen seiner Lebenserinnerungen.

Ich habe versucht, die Erzählweise von Pepi Heußerer so authentisch wie möglich wiederzugeben. Lokaltypische sowie fachspezifische Ausdrücke sind kursiv gesetzt und werden am Ende des Buches in einem Glossar erklärt.

Auf eine gendergerechte Schreibweise wurde zugunsten der besseren Lesbarkeit und der Authentizität der Lebensgeschichte verzichtet. Personenbezogene Bezeichnungen beziehen sich auf Männer und andere Geschlechter gleichermaßen.

Alexa Wild

KINDHEIT

Der traditionelle Kinderreichtum in der Region wurde von Ökonomen bereits im 19. Jahrhundert als eine Hauptursache für die Verarmung der Landbevölkerung betrachtet. Sie führte zu einer übermäßigen Zersplitterung des Kleingrundbesitzes. Nur eine Einkindschaft hätte diesen unheilvollen Trend bremsen können.⁹ Doch gerade Keuschler- und Kleinbauernfamilien hatten oft fünfzehn und mehr Kinder. Die Südweststeiermark verzeichnete auch noch in den 1950er-Jahren eine der höchsten Geburtenraten des Landes.¹⁰

Überdurchschnittlich hoch war die Zahl der unehelichen Kinder. Ihr Anteil betrug bis zu rund 35 Prozent an den Lebendgeburten in den 1920er- und 1930er-Jahren.¹¹ Diese Kinder wurden oft bereits im Säuglingsalter an Bauern »abgegeben«, die entweder kinderlos waren oder »nur« Töchter hatten und einen männlichen Erben brauchten, die genügend Nahrungsmittel

9 O. A., »Über die Verarmung der Landbevölkerung«, Marburger Zeitung, 30. April 1880, Seite 1ff.

10 Manfred Straka, Walter Neunteufl, »Die steirische Bevölkerung« in: Steiermärkische Landesregierung (Hg.), »Die Steiermark. Land. Leute. Leistung«, Graz, 1971, Seite 258.

11 Ebenda, Seite 259.

für einen weiteren »Esser« hatten oder schlichtweg billige Arbeitskräfte am Hof benötigten.

Kinder wurden verliehen, vergeben, getauscht, verkauft. Der Grazer Walter Fischer erinnerte sich an einen Vorfall in der Region, als er 1926 als junger Arzt im Kinderferienheim der Kriegsinvaliden im südsteirischen Arnfels, wenige Kilometer von Eibiswald entfernt, arbeitete. Als er eine Gruppe von Kindern zur Sulmtalbahn brachte, trafen sie auf ein paar Bauern, die sich lebhaft unterhielten. Als sie näherkamen, trat einer der Bauern an ihn heran: »Grüß Gott! Hams koane Kinder zan verkafen? ... Mia brauchens ja nit alsa gschenker, mia zahln ja dafür!« Fischer war entsetzt. Generell schien ihm, dass sich viele einheimische Kinder in schlechterem Zustand befanden als die Elendskinder aus Graz, die im Heim in Arnfels aufgepäppelt wurden.¹²

Wie es »Ziehkinder« ging, hing vor allem vom Charakter der Zieheltern und von deren wirtschaftlicher Lage ab, aber auch vom sozialen Status der leiblichen Eltern. Stammte das uneheliche Kind von einer unverheirateten reichen Bauerntochter, hatte das »Ziehkind« bei den Zieheltern meist einen deutlich besseren Stand als ein »Staudenwaugerl« einer mittellosen Dirn. Pepi Heußerer fühlte sich »bis aufs Letzte ausgenützt«.

Der Stellenwert von Kindern von damals ist grundsätzlich nicht vergleichbar mit jenem von heute, wie ein damaliger Bauernspruch andeutet: »Wenn ein Kind die

12 Karl Wimmeler, »Mein Graz. Ein Jahrhundert in Bruchstücken«, Clio Verlag, Graz, 2017, Seite 35.

Geburt überlebt, ist es alt genug zu sterben.« Doch insgesamt hatten sich auch in der Steiermark die Überlebensraten von Säuglingen ab Mitte des 19. Jahrhunderts stark verbessert.

Was die Arbeit betraf, so mussten Ziehkinder üblicherweise spätestens mit acht Jahren am Hof mitarbeiten. Dies wurde auch von ehelichen Bauernkindern erwartet, allerdings scheinen sie meist doch mehr Freizeit bekommen zu haben. Mädchen waren als »Kinderdirn« bekannt. Sie mussten sich meist um die ständig wachsende Nachkommenschaft der Bäuerin kümmern und im Haushalt mithelfen. Buben hatten dagegen vor allem im Stall und auf dem Feld zu arbeiten.

Die ersten Freuden boten sich in der Regel im jugendlichen Alter: Musik und Tanz gab es selbst in abgelegenen und sehr armen Höfen. Dafür sorgten die Einheimischen selbst. Pepi Heußerer tanzte besonders gern.

Meine Eltern

Ich wurde am 2. März 1928 auf einem Bauernhof in Etzendorf bei Wies in der Weststeiermark geboren. Meine Mutter und mein Vater arbeiteten dort bei einem Bauern als Dirn und Knecht. Daraus entstand ich. Getauft wurde ich in Wies. Nach meiner Geburt zog meine Mutter mit mir weg zu einem anderen Bauern. Sonst wäre womöglich zwischen den beiden noch ein Kind geworden. Ob sie weg musste oder freiwillig eine andere Stelle suchte, weiß ich nicht.

Wenn die Dienstboten, Mägde und Knechte, nicht beim Bauern blieben, weil es ihnen dort nicht gefiel oder weil der Bauer nicht mit ihnen zufrieden war, wurde dies schon im September besprochen. So hatten sowohl der Dienstbote wie der Bauer noch genügend Zeit bis zu Neujahr, um sich einen neuen Arbeitsplatz oder eine neue Arbeitskraft zu suchen. Der eigentliche Wechsel war dann zu Jahresende.

Anders als meine Mutter blieb mein Vater bei dem Bauern in Etzendorf im Dienst. Insgesamt lebte er dort rund 30 Jahre, bis zu seinem Tod 1945. Mein Vater war Jahrgang 1878. Als Knecht musste er mit dem Fuhrwerk Kohle zustellen. Er holte sie vom Bergwerk Bergla. Die Kohle stammt von Kohleklauberinnen. So hießen die Frauen, die die Kohle auf dem so genannten »Almhaufen«, einer Schutthalde mit Abbaumaterial aus dem Bergwerk, herausholten. Es waren meist verheiratete Frauen von kleinen Keuschen. Die Kohle, die

sie daheim nicht fürs Heizen brauchten, verkauften sie weiter und verdienten sich so ein wenig Geld. Es war ihr Nebenverdienst. Damals heizten alle mit Holz und Kohle. Bei diesen Fahrten traf ich meinen Vater hin und wieder. Wie meine Mutter war er nie verheiratet.

Ein armer Mensch wie eine Dirn oder ein Knecht konnte nicht heiraten, weil er kein Geld hatte. Meist waren das Keuschlerkinder, manchmal auch Kinder von verarmten Bauern. Ein Knecht oder eine Dirn konnte selten Bauer oder Bäuerin werden. Vor der Hochzeit wurde immer gefragt: Was bringt er, was bringt sie mit? Das waren schlechte Zeiten damals in der Zwischenkriegszeit. Den Bauern ging es oft selber schlecht.

Als mein Vater 1945 kurz nach Kriegsende starb, wollte ich bei seinem Begräbnis dabei sein. Es war an einem Sonntagvormittag. Doch ich fürchtete mich davor, allein vom Berg hinter Eibiswald nach Wies zum Friedhof zu gehen. Es hieß, die Bulgaren, die damals gerade als Besatzungsmacht in der Gegend waren, würden die jungen Burschen zusammenfangen und verschleppen. Ich war damals 17 Jahre alt und sehr klein und mager. Doch ich traute mich auch nicht, nicht zum Begräbnis zu gehen. Schließlich ging ich doch zum Begräbnis und kam auch wieder gut zurück nach Hause.

Meine Mutter stammte aus dem damaligen Kleinradl, von einer Keusche, die eine Schwester von ihr erbte. Sie war Jahrgang 1895 und somit deutlich jün-

ger als mein leiblicher Vater. Eine andere Schwester arbeitete wie meine Mutter lebenslang als Dirn bei verschiedenen Bauern in der Gegend. Verheiratet waren beide nie. Die Tante hatte auch keine Kinder. Anders eine weitere Tante, die als einzige der Schwestern meiner Mutter einen Bauern heiratete, aber wenig Kontakt zu uns hatte, wie auch ein Bruder meiner Mutter, der in Bergla lebte.

Solange ich nicht in die Schule ging, zog ich mit meiner Mutter von Bauernhof zu Bauernhof. Die anderen Geschwister waren entweder bei ihrem Vater oder anderen Verwandten. Meine Mutter trieb mich dort zum Arbeiten an. Sie fürchtete offenbar, dass der Bauer sonst uns beide vom Hof vertreiben könnte. Viel konnte ich als noch nicht einmal schulpflichtiges Kind nicht tun, aber kleinere Tätigkeiten wie Äpfelklaubten waren schon möglich. Für das Viehhüten war ich noch zu schwach in dem Alter. Ich hätte den Tieren nicht nachrennen können, wenn sie von der *Halt* abgehauen wären. Doch als ich in die Schule kam, dürften die Bauern zu meiner Mutter gesagt haben: »Den Buben kannst du nicht mehr mitbringen.« Vielleicht habe ich ihnen schon zu viel gegessen. Meine Mutter gab mich dann deshalb zu verschiedenen Bauern, wo ich jeweils ein paar Monate blieb und mein Essen mit leichteren Arbeiten »abdiene« – abarbeiten – musste.

Eine Zeitlang war ich auch bei der Schwester meiner Mutter, die die Heimatkeusche geerbt hatte. Sie hatte vier Kinder, aber keines überlebte. Sie starben an der *Fraisen*. Der Mann der Schwester mochte mich

nicht. Er trat mir einmal gegen das Schienbein. Er sagte: »Die Krot frisst alles weg.« Daraufhin ging meine Tante zu einem Bauern in der Nachbarschaft, der keine Kinder hatte. Sie fragte ihn, ob er mich als Ziehsohn aufnehmen würde, damit ich von ihrem Hof wegkäme. So kam ich zu meinen Zieheltern, wo ich zwölf Jahre lang blieb, bis 1948.

Als ich ein paar Monate bei meinen Zieheltern war, kam meine Mutter »nachschaun«. Sie fragte die Zieheltern: »Ist der Pepi wohl brav?« Die Bauersleute sagten nicht ja und nicht nein. Darauf sagte meine Mutter: »Wenn er nicht brav ist, tut ihn nur strafen!« Wie es mir ging, fragte sie mich nicht. Da wusste ich, dass ich mich nirgends beschweren konnte, wenn es mir schlecht ging. Ich war sehr verzagt, traute mich nichts, machte das, was angeschafft wurde. Wäre ich nicht brav gewesen, hätte der Ziehvater womöglich zu meiner Mutter gesagt: »Den Buben kannst du wieder mitnehmen!« Wo hätte sie dann mit mir hingehen sollen? Meine Mutter konnte sich gar nicht für mich einsetzen. Sie war darauf angewiesen, dass er mich behielt.

Beim Bestrafen war meine Mutter selbst sehr hart. Als ich noch bei ihr lebte, warf sie mich einmal vor Wut so auf den Boden, dass noch heute die Narbe davon auf meinem Bein zu sehen ist. Wir wohnten damals in einem Stüberl neben einer Bauernmühle und ich sollte auf das Feuer im Sparherd sowie auf meine jüngeren Geschwister aufpassen. Es war schon dunkel, Licht hatten wir Kinder keines im Stüberl. Petroleum war teuer und musste gespart werden. Meine Mutter musste zu einem Bauern Vieh füttern

gehen. In der Finsternis wurde ich müde und schlief ein. Als meine Mutter zurückkam, war das Feuer im Sparherd ausgegangen. Sie heizte den Herd wieder ein und zündete dann doch die Petroleumlampe an. Dann griff sie nach mir und schmiss mich mit aller Kraft auf den Boden. Ich hätte besser aufpassen sollen. Dabei war ich damals selbst noch ein Kind, noch nicht einmal sechs Jahre alt.

Nach jedem unehelichen Kind musste meine Mutter auch eine »Fürsegnung« machen lassen in der Kirche. Dafür mussten die ledigen Mütter während der Messe am Seitenaltar mit einer Kerze in der Hand knien. Ohne diese Fürsegnung wären sie von der katholischen Gemeinschaft ausgeschlossen geblieben, wurde erzählt.

Später, als ich schon erwachsen war, bezeichnete mich meine Mutter als den »Besseren« ihrer Kinder. Keines ihrer drei anderen Kinder wurde so alt wie ich. Meine Mutter starb 1958. Sie wurde nur 63 Jahre alt. Ich ließ sie am Friedhof in Eibiswald begraben. Eine ihrer Schwestern, die meine Mutter gar nicht mochte, starb ein paar Jahre später. Ich ließ sie im selben Grab bestatten. Aber es blieb ruhig im Grab.

Geschwister

Meine Mutter hatte, wie ich schon erzählte, vier Kinder, drei Buben und ein Mädchen von drei

verschiedenen Männern. Ich war der Zweitälteste. Wir Halbgeschwister hatten als Kinder nie viel Kontakt miteinander, da wir alle auf unterschiedlichen Bauernhöfen aufwuchsen, wenn auch in der gleichen Gegend. Als Jugendliche begrüßten wir einander, wenn wir einander sonntags beim Tanzen trafen, und tauschten ein paar Worte aus, mehr aber nicht. Selbst meine Mutter sah ich nur selten, meinen leiblichen Vater hin und wieder. Wir unehelichen Kinder waren wie unsere Mutter »ausgeschrien«, selbst unter unseren Verwandten, besonders unter jenen, die in geregelten Verhältnissen aufgewachsen waren.

Über mich machten sich manche auch lustig. So hatte ich als Kind und Jugendlicher immer wieder lange Haare, die über die Ohren fielen. Da ich kein Geld hatte, musste ich jemanden suchen, der mir gratis die Haare schnitt. Oft machte das ein Nachbar. Einmal stand ich in einer Gruppe erwachsener Männer und hatte lange Haare. Da sagte einer in Anspielung darauf: »Schaut, wir haben auch einen jungen Esel unter uns.« Ich tat so, als hätte ich ihn nicht gehört. Sonst hätten sie mich ausgelacht oder womöglich auch noch verprügelt.

Der älteste Bruder, Jahrgang 1924, wurde mit vier Jahren von seinem leiblichen Vater auf dessen Bauernhof geholt. Somit brauchte er für sein uneheliches Kind keinen Unterhalt zu bezahlen. Mein Bruder heiratete später in eine Salzburger Gemeinde, wo er auch verstarb.

Mein um fünf Jahre jüngerer Bruder wurde in einer Keusche geboren, wo unsere Mutter mit uns gerade

wohnte. Die Keusche ist inzwischen längst zusammengefallen. Er wuchs bei einem älteren Bauernpaar ebenfalls in Kleinradl als Ziehsohn auf. Der Jüngere war anfangs ein sehr fescher Bursche und der Bauer war begeistert von ihm: »Was tüt ich bloß ohne ihn?«, sagte er einmal zu mir. Mein Bruder konnte sehr gut mit Tieren umgehen. So richtete er halbwüchsige Stierkälber zu Zugtieren ab und fuhr mit ihnen samt einem Wägelchen durch die Gegend.

Er war auch ein sehr begabter Handwerker, er konnte alles, ähnlich wie sein Vater, der als Hilfskraft bei einem Wagnermeister beschäftigt war. In der Schule war er weniger gut. Ich glaube, er beendete seine Schulzeit in der vierten Klasse Volksschule.

Er begann zusammen mit dem älteren Bruder bei einer Baufirma zu arbeiten. Später heiratete er nach Niederösterreich, wo er sogar zum Kranführer aufstieg. Aber seine Trunksucht wurde immer stärker, ähnlich wie bei meinem älteren Bruder. Seine Frau ließ sich scheiden. Er hatte einen Sohn, den ich nie kennenlernte. Mein Bruder sagte immer, er trinke nur »pur«, er verdünnte weder *Most* noch Wein. Er kam wieder in die Steiermark zurück und wurde immer kränker. Wenn er zu husten begann, hustete er so lange, bis er vom Sessel fiel. Deswegen kam er später auch ins Spital nach Graz. Dort versetzten ihn die Ärzte in Tiefschlaf, aus dem er nicht mehr erwachte.

Meine Frau und ich bestatteten ihn im selben Grab wie meine Mutter und eine meiner Tanten. Der Transport seines Leichnams von Graz nach Eibiswald kam uns sehr teuer.



Schwarze Nebel, weiße Hände

168 Seiten, Pappband
 € 18,70 (A) / 18,19 (D)
 ISBN 978-3-902901-44-6

Die unfassbare Lebensgeschichte des staatenlosen Holzfällers Luca zwischen Österreich und Slowenien (1925 bis heute).

»Schwarze Nebel, weiße Hände« schildert den beeindruckenden Überlebenskampf des staatenlosen Luca im steirisch-slowenischen Grenzgebiet, das vor dem Ersten Weltkrieg jahrhundertlang vereint und danach seines traditionellen Hinterlandes beraubt war. Eine menschliche wie wirtschaftliche Katastrophe für die gemischt-sprachige Bevölkerung. Luca wuchs in einer Keusche ohne Strom und ohne Wasser, ohne Straße, zwischen Partisanen und SS auf. Anders als seine Mutter, Schulkollegen und Bekannte hat er die Gräueltaten überlebt.



Zu Mittag um zwölf war alles erledigt

156 Seiten, Pappband
 € 19,80 (A) / 19,26 (D)
 ISBN 978-3-903322-02-8

Zwei Familien brechen ihr Schweigen: Über ein Leben an der Grenze – und darüber hinaus.

»Das Zeitalter der Extreme« nannte der britische Historiker Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert mit seinen zwei Weltkriegen. Extrem und unvorstellbar war auch das Leben einer Familie aus der Untersteiermark, die 25 Jahre des Vertriebenwerdens mit zum Schluss zehn Kindern erlebte, bis sich ein Bauer ihrer erbarmte.

Noch viel länger, nämlich 60 Jahre, suchten zwei Geschwister nach ihrem Vater und fanden in Slowenien nicht nur seine sterblichen Überreste, sondern erfuhren auch, welches Verhängnis seiner Ermordung zwei Wochen nach Kriegsende voranging.

Alexa Wild, Autorin, Journalistin und Übersetzerin, lebt in Wien. 2014 ebenfalls in der edition keiper von ihr erschienen: »Schwarze Nebel, weiße Hände. Die Lebensgeschichte des staatenlosen Holzfällers Luca Sekolovnik zwischen Österreich und Slowenien« sowie 2020 »Zu Mittag um zwölf war alles erledigt. Zwei Familien brechen ihr Schweigen: Über ein Leben an der Grenze – und darüber hinaus.«